

Patrick McGuinness

## Den Wölfen zum Fraß

### **Liebe VorableserInnen!**

In seinem Roman "Den Wölfen zum Fraß" verwebt Patrick McGuinness gekonnt Vergangenheit und Gegenwart, hinterfragt das englische Schulsystem und bietet eine psychologisch scharfsinnige Medienkritik.

Erzählerisch löst er dies mit Hilfe von zwei Erzählebenen: dem Rückblick auf das traumatische Internatsleben des Schülers Ander und der aktuellen, medienaufgepeitschten Aufklärung eines Kriminalfalls durch den heutigen Polizisten Ander, in dem sein ehemaliger Lehrer als Tatverdächtiger gilt.

**Für die Auswahl der Leseprobe haben wir uns entschieden, konsequent im Erzählstrang der Gegenwart zu bleiben, und haben zwei exemplarische Kapitel herausgegriffen.** Wir freuen uns, wenn Euch Sprache, Handlung und Gesellschaftsanalyse ebenso fesseln und neugierig auf den gesamten Roman machen wie uns.

**Viel Spaß beim Lesen und viel Glück für die Verlosung wünscht Euch**

Euer Imprint Oktaven  
im Verlag Freies Geistesleben



Patrick McGuinness

# Den Wölfen zum Fraß

Aus dem Englischen von Dieter Fuchs

OKTAVEN

Die Originalausgabe mit dem Titel *Throw Me to the Wolves* erschien 2019 bei Jonathan Cape, London.

Diese Übersetzung wurde mit Mitteln des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg gefördert.

1. Auflage 2022

Oktaven

ein Imprint des Verlags Freies Geistesleben  
Landhausstraße 82, 70190 Stuttgart  
[www.geistesleben.com](http://www.geistesleben.com)

ISBN 978-3-7725-3028-9

☞ auch als eBook erhältlich

Alle Rechte vorbehalten.

© 2019 Patrick McGuinness

Deutsche Ausgabe:

© 2022 Verlag Freies Geistesleben

& Urachhaus GmbH, Stuttgart

Gestaltungskonzept: Maria A. Kafitz

Umschlagfoto: © Patrick Ward/Popperfoto/Kontributor

Satz: Bianca Bonfert

Druck: Pustet GmbH, Regensburg

Printed in Germany

Wenn ich sterbe, werft mich den Wölfen zum Fraß  
vor – ich bin das gewohnt.

*Diogenes*

(...)

20. Dezember

«Meine Kindheit?» Er wirkt amüsiert.

«So etwas gab es bei mir nicht. Für mich war das mehr eine kindheitlich inszenierte Minderjährigkeit. Ich meine, ich hatte durchaus Spielsachen, aber mein Umgang damit war eher verwalterisch – nicht wie ein Kind, mehr wie ein Museumsmitarbeiter. Ich habe sie poliert, betrachtet und weggeräumt. Ich habe sie aufgestapelt, in Ordnung gehalten und vor mir ausgebreitet. Aber habe ich wirklich damit *gespielt*? Eher nicht.»

Er verstummt und sieht sich um, als würde er die Farbgestaltung des Raums überprüfen: graue Eierschale mit einem Glanz von Schweiß.

«Außerdem hatte ich natürlich Schachteln.»

Gary versucht, ihn zu stoppen, aber er ist bereits fertig. Unser Timing ist schlecht; alles läuft aus dem Ruder.

Gary: «Ihre Kindheit ist uns scheißegal, Sie trauriger Clown. Uns interessiert dieses arme Mädchen – wie Sie sie umgebracht haben und was mit der Leiche passiert ist!»

*Die* Leiche oder *ihre* Leiche? Und warum der Unterschied? Warum stelle ich mir diese kleinlichen Fragen, so randläufig wie das dünne Ende eines Türstoppers: Es beginnt bei der Grammatik – *ihre* oder *die* – und endet mit einem dicken Keil aus Dunkelheit. Mittlerweile ist es einfach *die* Leiche. Was auch immer ihre *ihre* war, gibt es nicht mehr.

«Gary. Lass ihn ausreden.»

«Sie haben doch nach meiner Kindheit gefragt, oder? Es war *in* der Frage, wenn nicht sogar *die* Frage selbst.»

Wir antworten nicht, deshalb macht er befriedigt und in leicht spöttischem Ton weiter: «Es gibt ein Foto von mir, wie ich die Unterseite eines dieser Fahrgeräte betrachte, die es manchmal vor Supermärkten gibt. In einem Badeort, vermutlich im namentlich passenden Gravesend. Wo genau, spielt ja wohl keine Rolle, auch nicht für mich. Jedenfalls habe ich das Geld reingesteckt, mich hingekniet und dem Mechanismus zugesehen, also wie sich die Wellen drehen, die Zahnräder greifen ... Unterwagen nennt man das wohl – ein lustiger Begriff, erinnert irgendwie an diese *Carry On*-Filmkomödien ... Ich habe mit der Idee des Spielens gespielt, aber richtig gespielt habe ich nie. Heißt das, ich habe auch mit der Idee von Spielzeug gespielt? Gut möglich.»

«Heeerrr-gott», stöhnt Gary durch seine zusammengepressten Zähne.

Mr. Wolphram sieht zur Decke, atmet ein, realisiert die Abgestandenheit der Luft, atmet wieder aus und spricht weiter: «Ich habe nie darüber nachgedacht. Nur weil Sie diejenigen sind, die hier die Fragen stellen, heißt das noch lange nicht, dass ich die Antworten habe.»

Zentral bei einem Verhör ist, dem Verdächtigen Zeit zu lassen und ihm ein unbegrenztes, offenes Gelände aus Schweigen zu geben, auf dem er nervös werden kann. Nur macht er genau das mit *uns*. Starrt uns der Reihe nach an: mich, Gary und den irritierten

Beamten, der hinter uns die Tür bewacht. Dann, als er ausgestarrt hat: «Aber warum fragen Sie?»

Warum frage ich? Vielleicht, weil ich etwas über meine eigene Kindheit wissen wollte. Weil dieser Mann, den wir hier verhören, ohne es zu wissen oder sich daran zu erinnern, Teil davon war.

\*

Mr. Wolphram, mit kaltem Glanz auf einer derart weißen Haut, dass sie fast bläulich wirkte; das Leuchten einer Ader tief unten im Fleisch. Marmor. Oder Salz. Ja: das Blau von Salz in einem Salzbergwerk. Riesige Augen, annähernd schwarz (nicht dass ich sie nicht sehen könnte, so hell, wie es hier ist, nur lassen sie die exakte Abstufung ihres dunklen Farbtons nicht erkennen): geradeaus gerichtet, ironisch. Er blinzelt so gut wie nie. Das hier ist kein Spiel, aber trotzdem spielt er. Geben wir ihm zu viel Leine, führt er uns im Kreis herum; nehmen wir ihn zu eng, wird er die enge Zügelführung lieben. Sobald es Regeln gibt, wird alles zum Spiel.

Er spricht in langen, flüssigen und perfekt gebauten Sätzen. Grammatikalisch makellos, schöpft er aus einem inneren Thesaurus, alles ist mit etwas anderem abgetönt, jede Farbe geht direkt in die nächste über. Das ist wie ein edler Farbkatalog: kein Schwarz, kein Weiß, kein Rot, kein Blau – nur eine Abfolge von Zwischendingen mit doppelläufiger Bezeichnung.

Und diese Stimme: Wenn deine Albträume einmal als Hörbuch herauskommen, ist er der Erzähler.

Er hat Farbe an den Händen. Das bemerke ich erst

jetzt, obwohl ich es war, der seine Fingerabdrücke genommen hat. Später, wenn wir die Proben zur Analyse schicken, werden wir den Namen der Farbe erfahren: Mole's Breath, ein dunkles, behagliches Grau.

Jede Gefühlsregung untergräbt, korrigiert, durchmischt er mit etwas anderem. Aber mit was? Mit etwas Emotionslosem. Weiß er zu viel, um Gefühle zu haben? Ist es das? Hat er keine Gefühle oder kennt er sie so genau, dass er sie gar nicht mehr empfindet? *Kindheitlich inszenierte Minderjährigkeit* ... wo kommt solch eine Formulierung her? Davon, dass man die Bezeichnungen für Dinge lernt, bevor man die Dinge selbst kennt.

Spielt es letzten Endes eine Rolle, in welcher Reihenfolge man sie lernt?

Die Luft hier drin ist stickig. Gary schwitzt und verliert sowohl die Geduld als auch Gewicht.

Erkennt er mich? Ich habe mich kaum verändert, und so lange ist es eigentlich gar nicht her.

Oder vielleicht doch, in Uhr-und-Kalender-Zeit gemessen. Aber misst man es in ... was? Innen-Zeit? Herz-und-Blut-Zeit? Futterstoff-des-Lebens-Zeit? ... dann war es im Grunde gestern. Beim Futterstoff unseres Lebens ist alles immer gestern.

Er ist unverändert. Er hat diese gepökelte Gleichheit, wie manche Lehrer sie über Jahrzehnte bewahren: Zwiebelhaut, fast schon durchsichtig, wie feuchtes Zigarettenpapier. Sein Haar ist so aschgrau wie vor dreißig Jahren; glatt und glänzend, mit Strahlen bis zu den Augenbrauen und so dünn, dass die Form seines Schädels hervortritt. So er denn gealtert ist, dann anderswo als hier, anderswo als im Gesicht.

Auch was er anhat, ist immer noch gleich: vielleicht ist das sogar derselbe Anzug, dieselbe rote Krawatte zu demselben schwarzen Hemd. Seine Handgelenke ruhen auf dem Tischrand, und es sieht aus, als würde er zwischen Daumen und Zeigefingern etwas winzig Kleines zerreiben.

Mit im Raum ist eine Art Therapeutin oder Psychologin, die äußerst professionell wirkt und bürokratisch die Stirn runzelt. Ich bin mir nicht sicher, ob sie ihm zusieht oder uns.

\*

Er setzte Kultur wie ein Schnappmesser ein. Daran erinnere ich mich. Ein Stoß mit der Klinge reichte aus. Man spürte keinen Schmerz, bis das Blut sichtbar wurde. Nur tat es noch immer nicht weh, erst wenn man merkte, dass dieses Blut dein eigenes war. Er nahm sich jemanden vor, egal wen, schlitze ihn auf, und für den Rest der Stunde war derjenige wie ein verwundeter Hai, von anderen Räubern über Meilen und Stunden hinaus gerochen. Genauso war das – Blut, das rauchartig ins Wasser drang.

Seine Launen waren wie Feuer hinter einer Eiswand.

Das habe ich ihnen dann später erzählt.

\*

Die Schlagzeilen bringen an diesem Morgen das Übliche: auf einem Flug nach Dubai explodieren die Brustimplantate einer Fußballergattin; ein mittel-

sames TV-Sternchen versteigert auf Twitter ihr Schweigen; etwas Realityshow-Artiges, bei dem iPhone- und iPad-süchtige Teenager nach Derbyshire gekarrt werden und bei irgendwelchen Amish People leben. Leichte Kost, Boulevard-Geblubber: nachrichtenlose Nachrichten.

Im Windschatten all dessen: die selbsternannte «Qualitätsberichterstattung». Gary weiß, dass es so etwas wie Windschatten nicht mehr gibt, dass wir alle der gleichen steifen Brise ausgesetzt sind. Er mokiert sich über einen Kommentar der *Times* zur Problematik, was man bloß mit den Kindern macht, wenn die Nanny ihre Familie in Osteuropa besucht.

«Wieder so ein Artikel von einer pferdegesichtigen Wohlstandstussi namens Camilla oder Imogen, die sich über Putzfrauengehälter in West London und steigende Privatschulgebühren auslässt. Auf welchem Planeten leben diese Menschen?»

«Planet Die-da?», frage ich lahm, um einen Dialog zumindest anzudeuten.

Es wird ein langer, trauriger, anstrengender Tag werden und wir müssen ihn durch ein gutes Miteinander gleitfähig halten.

«Alles ist Planet Die-da, Prof ... Soweit das Auge reicht – Planet Die-da.»

Es gibt eine Pause, dann ein Schweigen, als Gary versucht – versucht und nicht schafft –, einen lapidaren Abschluss zu finden.

Weihnachten steht vor der Tür, und Weihnachten ist eine gewaltvolle Zeit. Nicht die Gewalt der Polizeithriller oder Fernsehkommissare. Keine Poirots oder Miss Marples am Start. Ist auch nicht notwendig. Es

ist die dunkle, stumpfe Gewalt der Normalität. Sie ist nicht schillernd und auch nicht kompliziert – weder bei Ergründung der Motive, noch beim Fassen der Täter. Niemand wird hier Columbo rufen. Sie ist einfach da, diese aussickernde Alltagsdunkelheit, die sich sammelt, zunimmt und zum Rand hochsteigt, bis sie eines Tages überfließt.

Sie ist unser Geheimleben, sonst nichts: und manchmal schwappt sie über den Rand und zieht uns dann mit nach unten. Die schmale blaue Linie nennt man uns. Nur glaube ich, wir sind mehr wie ein Meniskus: Wir sammeln den Überschuss für einen Moment, halten ihn, während er anschwillt und sich zum Himmel wölbt; er bebt, dehnt sich, schiebt sich drüber und stürzt in die Tiefe.

Jetzt im Moment stürzt er. Ist er gestürzt.

Zwei Mal häusliche Gewalt, Brandstiftung, diverse Einbrüche. Ein geplünderter Ein-Pfund-Shop. Selbst die Diebe setzen ihre Fantasien jetzt niedrig an, schneiden ihren Ehrgeiz auf asketisches Beutegut zu. Black-Friday-Tumulte in Supermärkten. Flachbildschirmhysterie, Anstürme auf Haushaltsgeräte. Die Technik bringt uns auf Umwegen zum Tierdasein zurück.

Außerdem ist da noch, unterhalb der Polizeiarbeit, unterhalb der Gerichte, als unsichtbare Kanalisation des Systems, die Gewalt gegen Frauen. Besonders an Weihnachten. Das ist der Puls, der Beat, den man wie die Bässe aus einem Auto oder Keller hört und nie recht orten kann. Oder der schon aufgehört oder sich woanders hinverlagert hat, wenn man eintrifft. Ehefrau, Tochter, Freundin, das wiederholte Prügeln,

die <Ausnahme>, die immer wieder passiert, zwanzig Jahre <Ausnahmen>, die hämmernde Grausamkeit der Worte; Frauen mit ausgebranntem Nervenkostüm und der Gemütsverfassung überlasteter Stromkreise, verängstigt, durch Schläge weich gemacht, bis ihr Fleisch so zart wie ein Kalbsbraten ist. Gary und ich sind so oft damit konfrontiert, dass wir denken, das hier ist auch so ein Fall. Ist er aber nicht.

Als der Anruf eingeht, ziehe ich durch fünf Kästchen auf dem Kalender einen Strich. Das ist mein bevorstehender Urlaub. Wenn der näherrückt, werde ich immer nervös. Es braucht nur einen einzigen Fall, ein Verbrechen abseits der Norm, und schon ist er verschwunden – *verschoben*, sagen sie dazu –, an einen leuchtenden Punkt am Horizont, den ich nie erreichen werde. Ich weiß schon jetzt, dass er unerreichbar ist. Wenn jemand schon am Klingelton merkt, um was für eine Art von Anruf es sich handelt, dann ich. Dieser sagt mir, dass sich alles ändert.

Martinshorn ist nicht nötig, heißt es. Wir wissen, was das bedeutet: das Martinshorn signalisiert mit seinem Gedröhne Zeit, signalisiert, dass Zeit *vorhanden* ist. Aber wir sind trotzdem schnell, Gary und ich. Er fährt. Ich sehe mir die vorbeihuschenden Schau Fenster an, die teure Schule auf dem Hügel, den Zoo, den sie vor Jahren dichtgemacht haben und wo ich immer noch glaube, das Gejapse der Robben zu hören und ihren Fisch zu riechen. Dann die Brücke in Richtung Peripherie mit ihren stillstehenden Baukränen und den kreditbefeierten Wohnungen, die jetzt kreditzerbrösel eingefroren sind. Die Designerläden,

die zu Ein-Pfund-Shops abgesunken sind. Dann das, was Gary ‹Brexite-Land› nennt. ‹Genau wie New York›, sagt er. ‹Das ist nicht nur ein Ort, sondern eine Gemütsverfassung.›

Er stößt ein trockenes, gelbliches Lachen aus und singt zur Melodie von Soft Cells ‹Bedsitter› die Worte ‹Brexite Land my only home›. Ich weiß nicht, woher er den Song kennt und wann er ihn gehört hat, denn er war ja fast noch ein Baby, als er damals herauskam. Im Gegensatz zu mir – ich habe die Single gekauft, obwohl ich sie nicht einmal abspielen konnte. Und auch da war ich spät dran – als ich sie gebraucht kaufte und schon jemand anderer seinen Namen auf die Hülle geschrieben und das Vinyl verkratzt hatte.

Man hört sie manchmal in *Top of the Pops*-Wiederholungen aus den Achtzigern oder in diesen Varieté-Shows, wo die Moderatoren herausgeschnitten wurden, weil sie in Ungnade gefallen oder tot oder im Gefängnis sind. ‹Sendung ohne Ansager›, sagt meine Nichte dazu. Sie erkennt, dass da einmal etwas war zwischen den Songs, den Bands – nämlich der Glamour, das Showbiz und die witzigen Sprüche. Nur dass sie das natürlich nicht genau weiß. Aber Marieke hat ein Ohr für Dinge, die fehlen. Deshalb liebt sie auch den Zoo so sehr, den leeren, gespenstischen Zoo. Die Tiere, die noch als Geister hinter den zuge-nagelten Zäunen sind. Aus dem gleichen Grund geht sie auch gern zu Mrs. Snow. Wegen dem, was fehlt. ‹Stille ist nicht still›, sagt sie, ‹sondern ein Summen: hör doch mal ...›

Dann folgt etwas Grünfläche, bevor das Einzugs-

gebiet anfängt und wir einen Ort erreichen, den das Navi «Unbekannte Straße» nennt. Wir wissen, dass wir da sind, weil wir einen Krankenwagen, ein Polizeiauto und zwei Zivilfahrzeuge, Fords, erkennen. Alles wirkt entspannt, nicht-dringlich. Man riecht förmlich das *zu spät*. Es raucht jemand, den ich noch nicht sehen kann, und der Zigarettergeruch kommt in vereinzelt, dünnen Schwaden über eine erstaunlich große Distanz zu uns. In den Brombeerbüschen winden sich von Dornen zerfetzte Plastiktüten. Die Brombeeren selbst hängen seit Monaten ungepflückt herum: waren sie anfangs hart wie Knöpfe, haben sie jetzt die Farbe von Spinnwebfäden und sind ganz vertrocknet, verschrumpelt und dick mit Schimmel überzogen. Die Leute, die hierherkommen, pflücken kein Obst.

Wir werden hingehen, also gleich, denn noch befinden wir uns zwischen dem Moment, in dem das Geschehene geschehen ist, und dem, in dem es eine Tatsache wird. Ich spüre, wie diese Ereignisse verschmelzen wollen, bin aber noch getrennt von der Entdeckung, die wir gleich machen werden, und möchte diesen kurzen Gang ausdehnen und alles von mir fernhalten. Ich rede mir ein, so besser denken zu können: *man kann nicht lange zwischen zwei Zeitformen leben, also mach das beste draus*.

Dann das:

Zwei Beamte nehmen die Aussage einer Frau auf, die einen Hund an der Drahtseilleine hat. Seine Schnauze zeigt die Straße hinunter; was immer er gefunden hat – er will es noch einmal sehen, will da noch mal hin.

«Warum sind es immer die mit Hunden, die sie finden?», fragt Gary. «Das ist so ein beschissenes Klischee.»

Ich antworte nicht.

«Immerhin keine Dogger.»

Er geht um den Wagen herum und macht meine Tür auf. Das ist nicht unterwürfig oder eine Frage des Ranges. Es liegt nur daran, dass ich gar nicht ganz da bin.

«Die Nackten sind ja morgens nicht so unterwegs.»

Gary pinkelt an den Wagen, bevor wir losgehen.

«Wir wollen doch nicht den Tatort verunreinigen», knurrt er. Ich kann den Kaffee in seinem Urin riechen, dabei ist noch nicht mal Frühstückszeit.

Ich kenne diese Straße. Ich weiß nicht, wie sie heißt, aber ich kenne sie.

Wir ignorieren die Aussage erst mal. Alles zur rechten Zeit, denke ich. Zur *gegebenen* Zeit, meine ich, denn *recht* ist momentan gar nichts an ihr: Zuspätkommen hat den einzigen Vorteil, alles in einer selbstgewählten Reihenfolge aufzunehmen. Zumindest den haben wir. Als Trost der Besiegten. Wir kümmern uns bald um sie und ihren Hund, dann kommt die Presse dran. Zuerst vermutlich Lynne Forester, die Gary *Mad Lynne* nennt. Wenn es tatsächlich sie ist, die da draußen herumsteht, wie wir befürchten, da draußen zwischen den Bäumen. So etwas wie *zu spät* gibt es für Lynne nicht.

Funde wie dieser laufen meist so ab: Hund bewegt sich frei; Hund haut ab; eine von tausend Fährten zieht ihn ins Unterholz; Hund kommt nicht, wenn gerufen; Besitzer findet Hund beim Beschnüffeln von ... was?

Werden wir gleich sehen.

Ich bleibe etwas zurück, kenne aber den Weg.

Es ist ein nasskalter Morgen Ende Dezember, und die LED-Strahler sind an. Wir können sie vor uns sehen, zusammen mit einem hell leuchtenden Zelt und ein paar weißgekleideten Figuren. Blitzlichter, Polizeiabsperrung.

«Die Grotte vom Weihnachtsmann», sagt Gary, und ich weiß, dass ich lachen sollte, um die Dinge am Laufen zu halten. Der Witz ist auch besser als die, die er sonst so macht, deshalb lächle ich und merke, wie er mich ansieht, um meine Reaktion zu überprüfen. Lächeln ist besser – so denkt er, ich würde mir das Lachen verkneifen. Mein verzwungenes Lächeln sieht für ihn wie ein unterdrücktes Lachen aus. Das wird reichen, um uns über die nächsten paar Stunden zu retten. Der Heiterkeitstank ist wieder voll. Wir werden ihn brauchen.

Er misstraut mir als behäbigem, geradlinigem Uni-Absolventen. Ich misstraue ihm als einem grenzwertigen Rassisten frisch weg von der Casting-Agentur: ein dicker, unverhohlener Sexist, der verarbeitetes Hühnerwasser schwitzt und nach Fett riecht. Wäre er ein Pub, würde man ihn den Hipstern und Touristen als *definitiv retro* anpreisen, vielleicht auch als *Vintage-*, auf keinen Fall aber als *Gastro-*. Aber wir denken beide, dass wir dem jeweiligen Klischee entsprechen – Casting-Material eben. Nur dass er einer Polizeiserie aus den Siebzigern entsprungen ist, in der sie ständig qualmen und Verdächtigen erst mal eine verpassen, im Dienst trinken, den Schreibkram verachten und zu Frauen «Puppe» sagen. Das alles fin-

det Gary großartig. Das ist genau sein Ding. Erlerntes Verhalten nennt man das wohl, und weil er jünger ist als ich, kennt er es nur aus dem Fernsehen. Ich bezeichne es als Garys *erlerntes Ich* – vom Standpunkt meines eigenen erlernten Ichs aus.

«Sie wurde mehr als nur umgebracht», sagt jemand. «Sie ist mehr als nur tot.»

Die leichenbezogene Sachlage, ja, aber kein dummes Gewitzel. Diese hier hat etwas Besonderes. Ich erkenne das an der Eintönigkeit, am Sog in Richtung Trauer. Wir alle wissen Bescheid.

Jemand beugt sich über die Leiche. Ich kann nur die Füße sehen, aber es *ist* eine sie: ein Bein gestreckt, das andere in einer zierlichen Tanzbewegung nach hinten geklappt und dort festgefroren. Charleston. Totes Ensemble-Mädchen, aus einem Dreißigerjahre-Musical hierher transportiert, eine Leiche aus einem Fluss. *Nie zweimal derselbe Fluss*, denke ich, ohne zu wissen, warum, und dann flüstere ich es: *Nie zweimal derselbe Fluss*. Zunehmend formuliere ich die Gedanken, die mir in den Kopf kommen. Ein kundiger Lippenleser wüsste genau, was ich denke.

Der Fluss, also der echte, ist nicht weit entfernt. Die Überschwemmung hat nachgelassen, aber das Wasser fließt immer noch schnell und mit Wucht, und das Geröll im Flussbett lässt ihn schäumen und spritzen. Er klingt wie eine Autobahn. Die M25, die gegen ihre Ufer schäumt.

«Ich bestätige noch nichts und benutze auch keine Namen, aber auf der Basis, dass sie es ist, könnt ihr jetzt loslegen.»

Das kenne ich. Ich habe es an der Uni gelernt:

man kann jemanden nur schwer identifizieren, wenn er tot ist. In den Anfangstagen der Totenfotografie hängte man die Bilder jüngst Verstorbener aus, und die Leute sahen sich das an, als würden sie windowshoppfen oder im Wettbüro Pferde und Quoten prüfen. Manche Leichenhäuser öffneten die Türen, und man konnte die Toten besichtigen. Ganze Familien zogen in Sonntagskleidern los, um Leichen zu bestaunen. Das war wie Tinder für Verblichene; wischen, wischen, anhalten, wischen, zu den Favoriten hinzufügen, blockieren, Nachricht schreiben ... Aber viele konnten ihre geliebten Angehörigen tot gar nicht identifizieren. Das lag nicht am Körper selbst, sondern am fehlenden Leben, das ihn anders aussehen ließ. Wie könnte man es sonst erklären?

Bei meinem ersten Fall – einem Unfall mit Fahrerflucht – stand der Vater bei der Leiche und betrachtete sie aufmerksam. Wir hatten ihn einbestellt, um sie zu identifizieren. Er schüttelte den Kopf und sagte, das sei nicht sein Sohn. Wir wussten, dass er es war, mussten ihm aber vorschriftsmäßig glauben, uns bei ihm entschuldigen und so tun, als würden wir wieder zu der Vermisstenliste zurückkehren, auf der wir ihn ursprünglich entdeckt hatten. Später rief er dann an und bestätigte, er sei es doch, wobei er meinte, diese Bestätigung sei für ihn wie das Kippen eines Schalters, seines *Aus-Schalters*. Das hätte er nicht können. «Der Knopf zwischen dem Wahr-Machen und dem Unwahr-Halten», sagte er. Genau dort leben Geister: nicht an tatsächlichen Orten, etwa auf Friedhöfen oder in einem Haus, in dem es spukt. Sie existieren

in der Zeit, die es braucht, bis die äußerliche Tatsache eines Todes bei uns innere Gewissheit wird. Indem wir ihr Verschwinden bestätigen, befreien wir uns selbst und dazu auch noch die Verstorbenen.

Aber wer weiß, was die Toten mit ihrer Freiheit machen? Wo gehen sie hin?

Niemand sagt etwas. Einer der Constables schreibt etwas in sein Notizbuch, aber nur, um die Hände beschäftigt zu halten und nicht hinsehen zu müssen.

Sie ist merkwürdig verdreht und gewandet ... schreibe ich – *gewandet*? Ich komme mir wie ein Idiot vor, streiche das Wort durch und schreibe stattdessen: *Man hat versucht, sie in Plastiksäcke einzuwickeln*. Ich streiche noch einmal durch und schreibe *Mülltüten*. Ich weiß nicht, warum ich so euphemisiere und zum offiziellen Fachjargon neige; ich rede hier nur mit mir selbst, notiere es für mich.

*Gewandet*? Du lieber Gott ...

Später denke ich, dass das vermutlich der Versuch war, sie so weich wie möglich auf ein Lager aus Worten zu betten, weil ich bereits wusste, was mit ihr geschehen würde, sobald die Zeitungen Wind davon bekämen. «Wie eine kaputte Puppe im Müllsack!», würde Lynne Forester später schreiben. Mad Lynne hatte sie gar nicht gesehen, auch nicht die Fotos, und trotzdem gab sie das so an die Zeitungsleser im ganzen Land weiter. Sie hatte nicht vor, ihre Kundschaft mit Formulierungen wie *gewandet* zu verwirren.

«Hier war ich schon mal», erkläre ich ihnen.

Gary, der bereits neben mir kniet, blickt ruckartig auf. Er hat verstanden, was ich sagen will, im Gegensatz zu den anderen. Gary ist äußerst intuitiv; er

spürt Gefühle und einen Tonartwechsel in Stimmungen. Das passt nicht zu seinem Selbstbild, deshalb tut jeder so, als hätte er es nicht bemerkt.

Ich hätte es ihm trotzdem vorher sagen sollen.

«Jeder von uns war hier schon mal», sagt der Pathologe, ohne aufzublicken oder sich umzudrehen. «Jeder Tod anders, aber trotzdem gleich.»

«Nein, ich meine hier. An diesem Ort. Hier war ich schon.»

Jetzt sehen alle zu mir. Ich werde es später erklären.

\*

Es ist merkwürdig, dass wir Spuken für etwas durch und durch Menschliches halten: gesellschaftlich verankert, wenngleich unangenehm oder gar beängstigend. Die Spukenden sind immer noch Versionen von uns und nur auf die andere Seite gewechselt. Geister sind domestizierte Wesen, wie Hunde oder Katzen, denn wir haben sie erfunden (vielleicht denken sie dasselbe von uns), um unser Verhalten zu kopieren, das sie dann tatsächlich wiederholen (Wiederholung ist bei Geistern wichtig: wie Haustiere oder Kinder brauchen sie routinemäßige Abläufe), langsam und oft auch erstaunlich genau. Sie sind gespenstische Wiederholungen unserer Spielbegegnungen, ob gewonnen oder verloren, und wir hängen ihnen etwas von uns selbst an, das wir nicht so gern sehen: die Unfähigkeit, weiter zu gehen, die Begierde nach Rückkehr. Wir suchen letztendlich *sie* heim. Nichts wäre ihnen lieber, als verschwinden zu dürfen.

Deshalb kann man auch an keinem Ort spuken, an

dem man noch nicht gewesen ist, also nicht richtig, und obwohl es Geister gab, die sich in andere Geschichten verirrt haben, in sozusagen fremde Spukerscheinungen, wirken sie dort fast schon komisch, wie Schauspieler, die ins falsche Stück gestolpert sind.

Genau aus diesem Grund war ich als Kind enttäuscht von Geistern: wie konstruiert sie wirkten, wie aus all dem gebastelt, was sie zurückgelassen haben – wie sehr sie letztendlich aus *uns* bestanden. Es war unser fehlender Anspruch an Geister, der mich enttäuschte; mit all dem, was wir über das Unbekannte wissen, konnten wir sie zu nichts Besserem machen als zu Gefäßen der eigenen, ungelösten Probleme. Von mir aus hätten sie sich etwas entfernen, mehr von uns ablösen können, aber nein: sie wurden von den Mustern eingeengt, die im Grunde die unsrigen waren. Eine verschenkte Gelegenheit, dachte ich; für uns in unseren Fantasien und für sie in ihrer imaginierten Wirklichkeit.

Das liegt daran, dass Spuken nur eine andere Art der Zugehörigkeit ist. Für manche von uns die einzig mögliche.

Meine Geister sind Orte. Dieser ist einer davon: eine Übergangs-Strauchlandschaft, ein Navi-anonymisierter Zwischenbereich, eingerahmt von Schulsportplätzen und einem braunen Fluss, dessen Ufer voller Schlamm und dazu noch Plastiktüten, Farbeimern und alten Reifen ist. Die Kent Downs sind ein paar Meilen entfernt, ein «Gebiet von außerordentlicher natürlicher Schönheit», grünstes, sauberstes Bilderbuch-England. Orte wie dieser sind ihre hässlichen Cousins, ihre Schattenseite. Ein paar kaputte

Elektrogeräte leuchten weiß im Gehölz, und direkt dahinter gurgelt der Fluss mit etwas, das wie eine Kühlschrankschranktür aussieht. Nicht viel weiter, flussaufwärts und hinter Bäumen, die so dicht stehen, dass sie sogar blätterlos den Blick versperren, liegt die Brücke.

Wilde Müllkippen haben etwas Besonderes an sich; diese langsame, bedrückende und heimliche Ansammlung von Überresten unseres Alltags. Zunächst wird ein Stück Randgebiet eingeweiht, sei es bescheiden mit einem alten Fernseher oder pompöser mit einer Gefrierkombination; und dann, als würden Eisensplitter zum Magnet streben, folgt alles andere. Die Menschen wissen Bescheid und fühlen sich angezogen; nach Einbruch der Dunkelheit, in Scham gehüllt und mit ausgeschalteten Scheinwerfern kommen sie mit Autos und Lieferwagen angerollt und laden ihren Müll ab. Es ist ein Nicht-Ort – also was soll's? Nur entsteht mit der Zeit eine Art Schauraum, ein Walmart des Dschungels, ein futuristischer Einkaufskomplex, aus dem die Zukunft verschwunden ist. Er verrottet nicht, baut sich nicht biologisch ab, kompostiert nicht, erodiert nicht. Die Erde weist alles zurück: die Kühlschrankschrankgase, die Batteriesäure, die mitteldichten Faserplatten, das Swinger-Kunstledersofa und die dreckige, von rostigen Federn durchbohrte Matratze.

Ein Nicht-Ort, ja. Aber kein Ort zum Sterben, kein Ort, um tot aufgefunden zu werden.

Ich selbst lebe in der Gegenwart. Dort esse und trinke ich, schlafe und erwache ich, beziehe ich mein Gehalt und gehe mit meiner Nichte in den Park oder

Einkaufen. Mein Zuhause ist aber die Vergangenheit. Die meisten machen da immer wieder einen Tagesausflug hin – eine Stunde oder Minute des Sinnierens, ein altes Foto hier, ein alter Song oder Geruch da, dann schnell wieder zurück ins Leben, wie wir es zu leben glauben: vorwärtsgerichtet.

Das liegt daran, dass die meisten Leute Erinnerungstouristen sind. Nur ich bin dorthin übersiedelt, und wenn ich einmal das Hier und Jetzt besuche, komme ich mir vor wie ein Fremder – von der Immergleichheit des alten Landes so irritiert wie von den Veränderungen, die in meiner Abwesenheit stattgefunden haben.

(...)

## Lynne Forester

Mr. Wolphrams Verfassung hat sich seit gestern verschlechtert.

«Wohl ein Anflug von DNS», sagt Gary. DNS ist Garys Abkürzung für Dunkle Nacht der Seele. Das ist, was wir wollten, aber ich bin trotzdem überrascht. Er hat weder die Zeitungen gesehen, noch Zugang zu einem Computer oder Telefon gehabt, nur spürt er offenbar, was um ihn herum vorgeht, und ist verändert. Er quetscht ein «Guten Morgen» heraus, setzt sich, steht wieder auf; beginnt einen Satz – «Können Sie mir vielleicht sagen, wie lange ...? ... wie viel ...? ... wann Sie ...? wann ich hier ...?»

Schlussendlich reduziert sich alles auf eine einzige Frage, die jeder von uns irgendwann stellt: *Warum ich?*

Er verzieht das Gesicht vor dem, was bekanntermaßen – aus den Filmen und Fernsehserien, die er ja wohl anschaut? – ein Einwegspiegel ist. Wir auf der anderen Seite sehen sowohl ihn, als auch den Mann, der in seinem Inneren den Verstand verliert.

Er hat jetzt ein Zucken um den Mund; schüttelt alle paar Sekunden den Kopf. Er protestiert, leugnet, wehrt sich bereits gegen imaginierte Vorwürfe. Wo bei die echten Vorwürfe auch langsam kommen.

In seiner schlaflosen Nacht hat er an den Fingernägeln gekaut und sich die Nagelhaut abgebissen. Sein Essen ist unberührt, aber was ihm an Wasser und Tee hingestellt wurde, hat er getrunken. Die

Fettberg-Bohrarbeiten haben ihn wachgehalten, sagt er. Wenn er sich nicht darüber beschwert, wie wir ihn behandeln, dann nur, weil er es nicht wagt: er weiß, dass Gary jetzt zu ‹Runde zwei – die Runde ohne Schiedsrichter› übergeht. Ich weiß, dass Gary ihn niemals körperlich verletzen würde, aber das weiß Mr. Wolphram nicht, und genauso will Gary das haben. Er hat Mr. Wolphram auch die *Evening Post* hingelegt und wartet jetzt hinter der Glasscheibe auf eine Reaktion.

Wolphram steht ruhig da, wirft nur spatzenartig den Kopf zur Seite und kaut an den Fingernägeln. Seine Lippen bewegen sich. Er übt seine Antworten, spielt die Fragen durch. Er teilt sich, splittert von sich selbst ab: Er stellt eine Frage, versucht zu antworten, fragt erneut. Er sieht aus wie ein Irrer. Sie haben ihm Hut, Krawatte und Lesebrille abgenommen, und seine Augen sind weit aufgerissen und geradeaus gerichtet. Aber es gibt nichts zu sehen außer verschwitzten Wänden und einem Spiegel, abgestandenem Tee und abgenutztem Resopal, deshalb suchen sie herum, ohne sich an etwas festhalten zu können.

Nur ein Zeitungsbild von ihm mit diesen Horrorfilm-Augen und diesen bleichen, langfingrigen Händen in ihren schwarzen Ärmeln, und das ganze Land kommt anmarschiert zum Lynchmord. Ich sehe bereits, wie sie die Fackeln schwingen und uns so lange belagern, bis wir aufgeben. Das ist wie ein Western oder wie das wirkliche Leben, auf einen Western reduziert – eine Menschenmenge, etwas Hass und ein Seil.

Er hat keinen Anwalt verlangt, denn er hofft im-

mer noch, dass er freikommt. Freikommt wohin? In was? Es gibt kein Zurück. Das ist, wie wenn man ein Tier einfängt, seinen Lebensraum niederbrennt und es dann wieder in das entlässt, was von seinem zerstörten Nichts übrig ist. Ob unschuldig oder schuldig, für ihn gibt es ab jetzt nur ein versengtes Nachspiel. Das erkennt man allein an den Graffitis im Umkreis seiner Wohnung, an den Todesdrohungen, die in den Kommentaren unter den Online-Artikeln stehen.

Lynne Forester ist schlau gewesen. Sie hat sich das Thema vor den Überregionalen geschnappt, mit den richtigen Ansätzen und Kontakten. Sie bittet seine Nachbarn, über seine <Sonderbarkeit> zu reden und darüber, dass sie «immer dachten, mit dem stimmt was nicht», dass er «einen komisch angesehen hat».

*So wie der dich ansah – das war, als wollte er dir durch die Kleider schauen ...*

*Er hat einen nie richtig angesehen beim Reden ... ist deinem Blick ausgewichen ...*

*Lange Finger ... daran erinnere ich mich ... verdächtig schmutzige Fingernägel ...*

*Er war klug und ordentlich, die Fingernägel immer verdächtig sauber und manikürt ...*

*Immer am Fenster und am Rausschauen ...*

*«Wir nannten ihn den Wolf» – In der morgigen Ausgabe: Ex-Schüler melden sich zu Wort ...*

Lynne wird diverse Versionen ihrer Story an die Schmierblätter verkaufen – häppchenweise natürlich, um sie zu strecken, so wie ein Zoowärter die Tiger und Bären füttert: mit Stücken, aus kiloweise Fleisch herausgeschnitten und einzeln zugeworfen, um von den Tiermäulern aufgeschnappt zu werden.

Mit Lynne mussten wir einen «Soft-Launch» vereinbaren, was bedeutet: Wir versprechen einem ausgewählten Journalisten, stets die neuesten Informationen zu erhalten, und dafür bleibt das, was er schreibt, so nah wie möglich an unserer Version. Sie haben sich für Mad Lynne entschieden, weil sie eine Einheimische, skrupellos und auch vor Ort ist. Wobei sie alles auch so herausgefunden hätte. Also versuchen wir, sie auf unserer Seite zu halten, selbst wenn es letztendlich nur eine für sie gibt.

Wir wurden angewiesen, mit ihr zusammenzuarbeiten, und Desfish hat ein Treffen angesetzt. Tatsächlich ist auch er es, der sie hereinführt: erst in sein Büro, wo sie reden und er nickt und bemüht über ihre Witze lacht, und dann zu uns, wo sie sich an den Konferenztisch setzt.

Ich habe Lynne noch nie persönlich kennengelernt. Gary schon, und er hasst sie auf diese misstrauisch bewundernde Art, wie wir sie für Leute übrig haben, die schlechte Dinge sehr gut machen.

Erst mal bin ich überrascht – sie ist nicht die prolige Klischeelieferantin, die sie auf dem Papier zu sein scheint. Sie spricht wie jemand, der weiß, was er tut, den man nie auf dem falschen Fuß erwischen, verletzen oder beleidigen wird, denn was immer man auch zu ihm oder über ihn sagt, hat er bereits selbst zu sich oder über sich geäußert. Sie ist auch nicht die aalglatte Medienfrau im Powerdress-Anzug. Sie hat eine schwarze, stachelige Goth-Frisur; sie trägt helles Make-up und fetten Kajal, was ihren Augen Tiefe verleiht, und ihr Lippenstift hat ein intensives Rot, wie man es in den Salons von Herrenhäusern findet.

Sie sieht aus wie eine Punksängerin aus den Achtzigern, wild und gleichzeitig sensibel. Ihre Kleidung ist schwarz, abgesehen von dem kobaltblauen Mohairpullover, der, als sie den Mantel ablegt, ihren Körper wie eine blaue Gasflamme schimmern lässt.

Sie muss ein paar Jahre älter sein als ich. Wie Gary stammt sie aus der Gegend und spricht den gleichen Dialekt, wenngleich etwas eleganter als er. Während ich all das wahrgenommen und sortiert habe, ist Lynne eingetreten, wurde an den Konferenztisch geführt und hat sich vor uns hingestellt. Gary hat sie mit ein paar Belanglosigkeiten begrüßt, die sie nicht einmal zur Kenntnis genommen hat, sie sind für sie längst so hohl wie ein *Wie geht es Ihnen?*

«Ich weiß, was Sie von mir halten», sagt sie. Aber sie sieht zu Gary, weil ich ja keineswegs weiß, was ich von Mad Lynne Forester halte. Eines weiß ich aber schon jetzt: *Mad* ist die sicher nicht.

«Wie machen Sie das bloß, Lynne?», fragt Gary angeekelt. Er zeigt auf den Stapel mit Schlagzeilen, manche davon ihre, andere nach ihrem Vorbild verfasst. Er nimmt sich die *Evening Post* und hält sie von sich weg, als sei das eine verschissene Windel oder ein Stück des Fettbergs. «Das wirkt alles so leicht ...»

«Geben Sie mir einen Tee oder Kaffee – egal was, ich kann eh keinen Unterschied mehr schmecken –, und ich erzähle ihnen ein paar von meinen Betriebsgeheimnissen.»

Gary kommt mit einem Tee und noch mehr Ekel als vorher. Aber er ist interessiert.

«Also, das funktioniert so: Du willst Informatio-

nen? Einfach fragen. Meist bekommt man sie. Die Leute wollen Teil der Story sein. Du gibst ihnen die Chance dazu. Dem, der was gesehen hat. Dem entfernten Cousin. Dem Nachbarn fünf Häuser weiter. Dem Jugendfreund, der nie auf die Idee gekommen wäre ... Aber für den richtigen Geldbetrag ... na ja, da kann man schon mal anfangen, rückwirkend auf Ideen zu kommen, oder? Sie sind immer bereit zum Reden. Oh – *einen Moment* ... du willst *mehr* als nur Informationen? Vermutungen? Etwas, das sie nicht wissen und denken, du aber gern von ihnen hören würdest, damit du es drucken kannst? Okay, das ist ein bisschen anders. Aber nicht *so* viel anders. Sitzt jeder bequem?», fragt sie wie der Erzähler in einer Gutenachtsendung für Kinder. «Dann mal los:

Zuerst bringst du sie in eines dieser Cafés mit luftküssenden MILFs und cappuccinoschlürfenden Yummy-Mamis, Sie kennen die Sorte, *muah muah*, Babyccino für die Kleinen und ein paar *Biscotti*. Erinnern Sie sich an die National Milk Bars? Die waren toll. Sind alle zu. Jetzt haben wir National MILF Bars, Smoothies und Powershakes mit Softplay-Bereichen und Bodenpuzzles. Die Väter denken, sie sind in einem Roman von Tony Parsons, und die Mütter denken, sie sind die Art von Frau, von denen Väter in Tony-Parsons-Romanen träumen.

Eine Weinbar geht aber auch, genau wie ein Gastropub oder Craftbeer-Laden. Alles, was mehr so obere Mittelschicht ist. Wo es hausgemachtes Brot, Biere und Bärte gibt. Es geht darum, dass sie sich edel vorkommen, denn gleich werden sie schäbig und kratzen am Boden von allem, was irgendwie halb-

wegs anständig ist. Man umgibt sie also mit schönen Dingen – *erstrebenswerten* Dingen. Sie sollen sich fühlen, als seien sie die Edlen und *du* derjenige, der *ihnen* das Geld aufdrängt. Teures Mittagessen. Hotels mit Schokolade auf dem Kopfkissen. Du musst dafür sorgen, dass sie sich wichtig vorkommen, dass sie in ihrem Film die Hauptrolle spielen. Wenn sie ein bisschen *zerrissen* sind oder sich ein bisschen *quälen*, dann lass sie: nimm ihnen das nicht, indem du die Kohle auf den Tisch legst, denn solange sie sich ein bisschen schlecht fühlen wegen dem, was sie da tun, können sie sich einreden, im Grunde gute Menschen zu sein. Also immer mit der Ruhe. Das ist wie beim Angeln. Nicht reißen. Du folgst ihrer Bewegung und machst sie zu deiner eigenen.»

«War aber auch Zeit», sagt Gary. «Es gibt immer eine Angel-Metapher ...»

Lynne ignoriert ihn: «Am schlimmsten sind die aus der Mittelschicht. Prolls sind bei Weitem nicht so gierig wie man denkt.»

«Nicht so herablassend, Lynne. Ich verachte auch weiterhin, was sie tun, aber je nachdem, was Sie sagen, finde ich es vielleicht – *vielleicht* – interessant.»

«Da bin ich beruhigt ... Also, ich bringe den Jemand hin. Das Lokal suche ich natürlich vorher aus, weil ich weiß, dass die Person auf retro steht, also zumindest denkt, es ist retro und nicht einfach alt. Klingt doch besser, oder, nettere Bezeichnung? Ist nämlich alles in den Wörtern. Hören Sie mal: *Es gibt an der Ecke ein altes Café, da können wir hin.* Oder: *Da gibt's diese schicke Retro-Kaffeebar, lass mal da vorbeischaun.* Cappuccino oder Milchkaffee?»

Erst gibt man ihnen das Gefühl, es nicht wegen des Geldes zu tun. Das brauchen sie, es entspannt sie. Wir machen uns eh alle was vor, aber manchmal brauchen wir noch etwas Unterstützung. Sie kennen vielleicht den Spruch: *Betrügen wir uns gemeinsam*. Stammt übrigens von Jacques Lacan ... Oder jemand ist reich und hat keine Probleme. Dann bietest du trotzdem was, weil, na ja, Sie wissen schon: Wer Geld hat, will immer mehr.»

«Echt tiefsinnig ...», sagt Gary mürrisch. Nur ist das genau das, was *er* so von sich gibt. Er erkennt sein eigenes Gary-Idiom und ist überhaupt nicht erfreut, es von jemand anderem zu hören.

«Du gibst der Person fünf Minuten – dann holst du das Scheckheft raus und knallst es auf den Tresen.» Sie schlägt mit der Hand auf den Tisch. «Die Person springt auf, als hätte man auf sie geschossen. *Exklusiv*, sagt man und nennt eine Summe. Niemand hat heute noch ein Scheckheft, nur ich, weil es ein tolles Requisit ist: Sie sehen es auf den Tisch knallen und können mitverfolgen, wie du handschriftlich den Scheck ausstellst. Banküberweisungen fühlen sich nicht echt an, und Bargeld hat etwas Schmutziges. Aber ein Scheckheft? Leicht archaisch und oldschool, klar, nur einfach genau das Richtige.»

Sie verstummt. Sieht uns an. Wir sagen, was sie von uns hören will: «Und dann?»

«Dann lehnt man sich zurück und sieht zu, wie sie kurz rechnen, vor ihrem geistigen Auge die Nullen im Kontoauszug aufploppen sehen – schon lustig mit den Nullen: je mehr Nichts, desto mehr Kohle – und dann loslegen. Für manche ist es ein Urlaub, für an-

dere ein Wintergarten, ein Umbau, ein Zuschuss zu den Studiengebühren oder ein Schubser in Richtung Frührente ... Alles schon gesehen, die Tonleiter rauf und runter: vom lebensverändernden Geldbetrag bis zur Wochenendspritze. Aber eines haben sie alle gemeinsam.»

«Und was?», fragt Gary einen Tick zu schnell. Er ist fasziniert. Sie hat ihn an der Angel.

«Es wird ihnen nicht gefallen ...», antwortet sie verführerisch und legt den Kopf zur Seite, «aber ich finde diese Menschen nicht, weil sie böse sind oder schwach, dumm oder einfach nur gierig – reich, arm oder irgendwo dazwischen ... ich finde sie, weil es sie *gibt*. Egal, wo man hinsieht.»

Gary ist ganz still. Und wütend. Und deprimiert. Lynne spricht eine Sprache, von der er dachte, *er hätte sie erfunden*.

Sie fährt fort: «Aber aufgepasst: es gibt *eine* mentale Transaktion, die sie machen, und zwar folgende: Sie werden wütend auf die Person, die sie hier ausnutzen, über die sie Lügen erzählen und die sie fertigmachen – weil diese Person sie in die jetzige Situation gebracht hat und sie dazu zwingt, sie auszunutzen, fertigzumachen und auch noch zu lügen. *Widerwärtig*, denken sie. Die Wut blitzt in ihren Augen: *Wie kann dieser Arsch/diese Ärschin es wagen, mich – mich! – in die Lage bringen, sie/ihn verraten zu müssen?* Dann fangen sie an. Lassen alles raus.

Das läuft immer gleich ab. Ich warte, bis sie ihre Einwände aufgezählt und im Kopf abgehakt haben wie ein Jugendlicher mit Zwangsstörung, der vor dem Schlafengehen alle Schalter überprüft. Dann ...»,

sie macht mit den Fingern eine Pistole, eine Startpistole, «*Peng!* legen sie los. Ab da sind sie nicht mehr zu bremsen. Das ist, als sei das Geld eine Entschädigung für sie, eine Entschädigung dafür, dass sie lügen müssen ... ein Scheckbuchverband für ihren verletzten Stolz.»

«Das Leben der Menschen ist Ihnen scheißegal.»

«Sie beginnen mit der Wahrheit, und ich spiele mit und tue so, als würde ich genau die wollen, während sie so tun, als wollten sie mir auch nur die erzählen ... Dann kommen wir zu der Art von Spekulation, die auf der Wahrheit basiert, und schon geht es in die richtige Richtung (*Ich habe nie wirklich gehört, dass er/sie das gesagt hat, aber ...*), und als nächstes folgt die Lüge. Weil wenn man Geld bekommt, sind Wahrheit und Lüge nicht länger ein Gegensatzpaar, sondern nur Punkte in einem Kontinuum ... so nah oder auseinanderliegend, wie man das möchte.»

«Was für eine beschissene Scheißphilosophie.»

«Das ist keine Philosophie, Gary», erwidert Lynne seminarraumtriumphierend, «weil Philosophie nur aus Theorien besteht, die man nicht beweisen kann. Das hier liegt aber so klar auf der Hand, dass man gar keine Theorie mehr braucht. Was für einen Sinn hätte es da, noch irgendwas zu beweisen?»

Sie steht auf und will gehen. Aber erst greift sie in ihre Tasche und holt eine Abendausgabe der *Evening Post* heraus.

Sie hat ein Bild von Mr. Wolphram veröffentlicht, wie er völlig verwirrt dasteht und – schlecht – die Frage beantwortet, die ihn in die jetzige Lage gebracht hat. Er stand vor seinem Haus und sagte, er

hätte sie mit einer Freundin weggehen sehen. Aber er lügt oder ist durcheinander. Hier hat für ihn alles angefangen.

Lynne hat das Video auf die *Post*-Website gestellt. Es ist bereits auf YouTube. Dreitausend Klicks seit gestern Abend. Ihr Artikel enthält auch vier Standfotos aus dem Clip, ausgewählt nach Dramatik und Bedrohung. Wolphram mit seiner Büchertasche, der den Kameras ein sprachlich perfektes, zeitlich aber inkohärentes Statement zum Verschwinden seiner Nachbarin liefert. Erfahrener Lügner oder nur ein erfahrener Redner, der sich irrt?

Bei jedem Kamerablitz sieht es aus, als würde sein Gesicht so ansatzweise explodieren wie ein Horrorfilmhaus im obligatorischen Gewitter.

Ein Detail aus dem Hauptfoto ist extra abgebildet, also darunter, analog zu diesen Kunstkatalogen, in denen bestimmte Stellen eines Gemäldes ausgeschnitten und vergrößert dargestellt werden: schmale, weiße Hände und lange Fingernägel (die eines Gitarristen, aber wen kümmert das? Ab jetzt sind es die Finger eines Perversen), noch unheimlicher durch die kurzen Jackettärmel und die Art, wie er sich abwehrend an den Hutrand fasst. Die dünnen Handgelenke. Dicke, schwarze Haare auf dem Handrücken. Er hat das feucht-graue Fleisch von Fischen im Gefrierfach. Die Augen eines Aals. Die Straße, die Häuser, also alles, was ihm Kontext und Normalität geben würde, sind gephotoshopt und durch die schwarze Silhouette eines Schulgebäudes ersetzt, was ihn wie ein Monster in einem billigen Horrorstreifen aussehen lässt.

*Frankenstein lässt grüßen, sagt Gary.*

Er sagt, er hätte gesehen, wie Zalie mit zwei Freundinnen vorgestern Abend das Haus verlassen hat, was einfach nicht stimmen kann, weil sie seit vier Tagen verschwunden und nur geringfügig weniger lang tot ist. Er bringt die zeitlichen Abfolgen nicht zusammen, das Vorher und das Nachher; die zwei abgebrochenen Zeitstücke passen nicht zueinander.

Trotzdem glaube ich nicht, dass er lügt. Lügen heißt, etwas Großes durch ein kleines Loch in der Sprache zu quetschen, und das tut er nicht. Es ist eher so, dass er in der Dynamik seines Falsch-Erinnerns zappelt. Wenn er auf das zurückkommt, was er uns erzählt hat, werden wir ihn fragen, warum er falsche Angaben gemacht hat; wenn er weiterhin Unwahrheiten erzählt, werden sie sich abspulen und ihn einwickeln, und wir haben ihn. Er kann nur versuchen, Ruhe zu bewahren, nur schafft man das nicht auf einer Polizeiwache. Nicht, wenn Gary über einem steht, die Medien ihre Unterstellungen immer lauter drehen und Deskfish/Rolli-Kommissar/Unbemannt von oben die Ansage bekommt, bis Neujahr brauche man Ergebnisse. Idealerweise noch vor Weihnachten. Der Mann, der mir eine Knarre an den Kopf hält, hat selbst eine am Kopf, und so geht das weiter in einer endlosen Abfolge von Revolverläufen an Schläfen. Das Land – *die Nation*, wie die BBC jetzt bei jeder Gelegenheit sagt – braucht eine Aufklärung, bevor die Geschenke unter die Weihnachtsbäume geknallt werden, bevor sich der Chor von Westminster Abbey räuspert, bevor die Queen ihre Weihnachtsansprache hält.

«Er kann sich auch geirrt haben», erkläre ich Gary.  
«Das ist sehr stressig vor laufenden Kameras.»

«Er kann auch gelogen haben», sagt Gary. «Wie oft haben wir das erlebt? UDP, du erinnerst dich? Das haben wir doch in der Ausbildung gelernt, Prof. Klassischer Fall von UDP. Mann, armer, verzweifelter Mann bittet um Mithilfe, die vermisste Ehefrau wurde zuletzt auf dem Weg zum Flughafen oder Bahnhof gesehen. Öffentlicher Appell, Fernsehgesicht, Blumen vor der Tür und *grooße* Sympathie. Die Gemeinschaft rückt enger zusammen, um zu helfen. Aber Moment, was soll *das* jetzt? Der Ehemann hat sie umgebracht. Heulender, am Boden zerstörter *Mein-Leben-wird-nie-mehr-wie-vorher-sein*-Ehemann. Die Sorte, ja. Genau die. Die, die *alles zur Aufklärung tun würde und einen emotionalen Aufruf an die Öffentlichkeit gerichtet hat* ... Sie ist nie weggegangen, hat nie den Flieger nach Alicante genommen. Fuhr nie nach Sussex, um *Zeit für sich allein* zu haben. Sie ist Unter Dem Patio.»

Gary hat recht. Alle Statistiken sagen dasselbe. *UDP: Ueblicherweise der Partner*. Garys Version, Unter Dem Patio, ist im Großen und Ganzen das Gleiche, nur garyfiziert, und was da an akademischer Präzision verloren geht, wird an Unmittelbarkeit gewonnen.

So ist das mit der Garyfizierung.

«Er ist aber nicht der Partner, oder? Er ist überhaupt kein Partner, geschweige denn ihrer.»

«Aber der Nachbar, Prof. Es ist seine Erde, also *bildlich* gesprochen. Wir wissen, dass er reinging – das hat er uns gesagt. Wir wissen, dass er lügt, was ihre letzte Begegnung betrifft. Sie waren nie weiter als nur ein

paar Meter auseinander. Er konnte hören, wenn die Toilettenspülung ging, wenn sie kam oder das Haus verließ. Vielleicht hat er auch noch anderes gehört ...»

Ich sehe vor mich auf den Schreibtisch und nestle an dem alten Umhängeband von einem Sondertraining, zu dem die Drohne uns im April geschickt hat: *Arbeitsplatz-Synergien*.

«Schau mal, Prof», sagt Gary: «Wenn in Spielfilmen und Thrillern ein Typ morgens aufwacht und eine tote, blutüberströmte Frau neben sich hat, dann heißt das, er hat sie nicht getötet. Wenn aber im richtigen Leben jemand aufwacht und eine tote, blutüberströmte Frau neben sich hat, dann heißt das, er war's.»

Gary hat recht. Dieses ganze Kommissarthriller-Polizeiermittlungs-Genre mit seinen Twists und Gerichtssaalentlastungen ... ist einfach nur ein Ort in unserer Kultur, an dem wird die fehlende Kompliziertheit der Welt verstaubt haben.

Deshalb haben wir uns Wolphram vorgeknöpft, genau wie die Psychologen, Sprachanalytiker und Körpersprache-Experten, und ihn eingebuchtet.

Mr. Wolphram sagte, er hätte sie «flüchtig» gekannt und ihr beim Müllraustragen geholfen oder sie im Auto mitgenommen. Dann sagt er entschuldigend und irritierenderweise, dass er mit ihr keinerlei Probleme gehabt hätte, auch wenn «wir nicht befreundet waren – nein, so könnte man das nicht nennen». Im Grunde will er sagen, sie kannten sich nicht wirklich, nur klingt seine Formulierung, als hätte es Probleme gegeben. Ein Motiv? Vielleicht, aber warum gab es Probleme? Was ist das Motiv für das Motiv?

Er hat nichts mehr zu sagen, fügt aber aus Nervosität immer noch etwas an, bis ein Durcheinander an Details entsteht, ein Impasto an unnötiger Information. «Lauter Bäume und kein Wald», meint Gary, als wir später die Bänder durchhören. Aber auch die Polizeipsychologen sagen, da würde etwas nicht stimmen. Lügner reden immer zu viel.

«Vielleicht hat er ja was auf dem Kerbholz», sage ich. «Aber nicht das hier.» Sie ignorieren mich.

Immer eins nach dem anderen: jetzt erst mal das.

Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er wirklich der ist, den wir gestern verhört haben: Bei der ersten Sitzung war er hilfsbereit, ja, aber verdreht, indirekt und – wie soll ich sagen? – gewunden bei den Antworten; immer irgendwie um die Ecke herum – ohne zu lügen, aber doch mehr parallel antwortend. Politiker kommen damit durch – sie machen es andauernd, leugnen Dinge, die ihnen nie vorgeworfen wurden, damit wir nicht mehr dorthin sehen, wo wir eigentlich sollten –, aber keine Verdächtigen. Sitzung zwei: Er war reserviert und hat sich über die Fragen nach Kindheit und Privatleben fast schon lustig gemacht; hat sich über unsere Offensichtlichkeit lustig gemacht, als sei jeder von uns nur ein Small-Screen-Dave und *er* derjenige, der *uns* analysiert;

Sitzung drei ... das werden wir gleich sehen:

Alles hat sich verändert. Lynne hat geschrieben: «Mr. Wolphram, 68, ein pensionierter Englisch- und Musiklehrer an der Eliteprivatschule Chapelton College, hat erzählt, wie er Zalie Dyer vermutlich das letzte Mal zu Lebzeiten gesehen hat ...» Etwas später heißt es: «Zalies exzentrischer Nachbar, der Jung-

geselle Mr. Wolphram ... legt Wert auf teure Anzüge und formelle Kleidung ...» Dann, in einem zusätzlichen Online-«Update» von vor sechsundzwanzig Minuten: «Der 68-jährige Mr. Wolphram ging vorzeitig in Pension, als die reine Jungenschule in eine gemischte umgewandelt wurde, und lebt seit vierunddreißig Jahren gegenüber seiner ehemaligen Schule, in einem georgianischen Herrenhaus unweit des ikonenhaften Zoogeländes.»

Gary: «Das muss man Mad Lynne mal nachmachen. Ein Full House beim Perversen-Bingo: Mädchen, Jungen, exzentrischer Junggeselle, Herrenhaus ... und dann auch noch Tiere!»

«Keine Tiere, Gary – es gibt dort seit Jahren keine mehr.»

Lynne macht regelmäßig Updates auf der Seite, frischt sie auf und sorgt dafür, dass sie genau die Details liefert, die ihn zu etwas Besonderem machen.

Verbinden Sie nur noch die Punkte.

Wobei, das ist gar nicht nötig – das hier sind selbstverbindende Punkte. Sehen Sie einfach zu, wie sie wachsen, bis sie sich irgendwann berühren und eine Linie bilden. Bis sie eine Story ergeben. Bis sie die Schlinge geknüpft haben. Jeder weiß, dass er es war, und jetzt, wo die Medien den Fettberg immer langweiliger finden, werden sie ihn jagen und stellen.

Wir sind kurz davor, für das dritte Verhör zu ihm reinzugehen. «Das ist im Grunde Rufmord», sage ich zu Gary und deute auf die Zeitung. «Sie macht ihn zum Täter, bevor überhaupt jemand angeklagt wurde. Die Leute werden das in den völlig falschen Hals bekommen.»

«Prof», sagt Gary, als würde er seinen Kindern etwas erklären, so er denn welche hätte. «Prof – hier gibt es nur einen Hals.»

Wir gehen rein.

Als wir eintreten, springt Mr. Wolphram von der angeschraubten Tisch-Stuhl-Kombination auf. Er schaut erst zu mir, dann zu Gary, dann wieder zu mir, jetzt voll in die Augen;

und dann sieht er es;

sagt mit komplett veränderter Stimme: «Ich kenne Sie.» Er ist aufgestanden und wirkt jetzt größer, ruhiger.